

# VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 24.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 22. Juni 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.  
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. H.

37. Jahrg.

## Jugendstürme.

Novelle von Alexander Römer.

(Fortsetzung von S. 215.)

Nachdruck verboten.

Ich hörte mit angehaltenem Atem dem Wortschwall zu. „Das Geld also, das er zur Einrichtung und zum Beginn des jungen Hausstandes gespart, ist — ist nicht mehr vorhanden?“ stammelte ich.

„Sind Sie auch so schwer von Begriffen?“ fuhr sie grob heraus. „Ihnen habe ich ja nun gar keine Rechenchaft zu geben. Für Leonore war es bestimmt, und für sie ist es verwendet, und wenn Sie ihn das gefälligst wiederholen wollen, falls er noch einmal danach fragen sollte, so thun Sie mir einen Gefallen. Laßt ihn doch warten, bis seine Einnahme so groß ist, um eine Frau anständig zu versorgen, wir drängen ihn ja nicht. Alle Welt sagt überdies, er habe sich seine Carriere selbst verdorben, weil er zu bequem sei, sich mit dem zweiten Examen zu plagen. Mir ist's auch lieber, wenn ich ihn gar nicht wiedersehe, denn solch einem Knauser und Knicker, der später um jeden Pfennig einen Heidenlärm macht, will ich meine Tochter gar nicht geben.“

Mir flogen die Pulse, ich blickte auf Leonore, welche mit abgewandtem Gesicht am Fenster saß. Hatte sie nicht so viel Mut und Gerechtigkeitsgefühl, seine Verteidigung zu übernehmen, ihre eigene Angelegenheit zu führen?

„Sind Fräulein Leonore und Ihr Mann derselben Meinung, Frau Konze?“ fragte ich.

„Mein Mann ist's zufrieden,“ sagte sie rasch, „und Leonore — nun sie weint jetzt ihre bitteren Thränen, wo er tausendmal gelobt, sie nur froh zu machen. Ueberwinden wird sie es auch und findet zehn Männer für einen.“

Leonore schwieg noch, und ich fand es für mich an der Zeit, zu gehen. Als ich in der Hausthür stand, war sie an meiner Seite. Heute fiel mir ihr unbedeutendes, ausdrucksloses Gesicht auf.

„Was soll ich machen?“ sagte sie. „May ist wirklich zu heftig, er nimmt ja nie Vernunft an und will immer den Himmel stürmen. Ich habe mich um das dumme Geld nicht gekümmert, warum hat er es denn Mama gegeben; wenn er so daran hing, hätte er es behalten sollen.“

Ich wußte ihr nichts zu antworten, vielleicht drückte mein Blick die Verachtung aus, die ich empfand, als ich den Hut zog und ging. Mein armer, armer May!

Eine Woche und darüber verging, ehe ich ihn wieder sah. Er wick mir aus, und Gott möchte wissen, wo er sich in der Verzweiflung herumtrieb. Wie ihn gerade diese Erfahrung gepackt, begriff ich nur zu gut. Als ich ihn endlich einmal in seiner Behausung antraf, war eine furchtbare Verwandlung mit ihm vorgegangen, ich erkannte ihn kaum wieder. Er rebete jetzt nicht über das Borgesallene — der Name seiner Braut und Schwiegermutter ist niemals über seine Lippen gekommen — ein bitterer, cynischer Sarkasmus,

den ich nie an ihm gekannt, klang durch jedes seiner Worte, eine Gott lästernde Glaubens- und Hoffnungslosigkeit. Ich entdeckte einen Brief mit Trauerrand auf seinem Schreibtisch, und als er sah, daß mein Blick darauf fiel, reichte er mir denselben. Er enthielt die Anzeige des Todes seines Verwandten, jenes jungen Seemanns, von dem er mir damals gesprochen. Ich erhob meine Augen lange nicht von dem Blatt, ich begriff, welchen Eindruck ihm dieser Tod in seiner jetzigen Stimmung gemacht.

„Narren sind wir alle, Heinrich,“ sagte er, „dumme tölpel-hafte Narren in unserm Wahn. Wie wohl ist dem armen Burschen, der nun so früh hat ins Gras beißen müssen! Nicht wahr, ich habe eine gute That gethan, daß ich ihn nicht über Wasser gehalten, er quälte sich vielleicht noch und dankte es mir zum Ueberfluß. Ha! ha! ha! Ein äffendes Spiel ist das Leben, ein Teufel hat es erdossen und jagt uns Jammerwesen hindurch. Wir plagen uns mit hohen Gedanken von Tugend,

Ehre und anderen schönklingenden Worten, und ehe wir es uns versehen, sind wir zu Mördern und Dieben geworden. Ha! glücklich allein, wenn das Gedächtnis ausgelöscht ist für Vergangenes, mag er dann den Taumel in der Gegenwart für Genuß nehmen, vergessen — vergessen — Heinrich! ich habe ein Mittel gefunden, zu vergessen.“

Mich kam ein Grauen an, als ich ihn hörte. „Du hast getrunken, May,“ sagte ich rauh. „Du bist sinnlos in deinem Schmerz, hier“ — ich wies auf die Todesanzeige — „solltest du dir zum Troste sagen, daß du nichts versäumt, daß du doch nicht mehr hättest helfen können, daß —“

„Meinst du, edler Sophist — schweig, ich bitte dich,“ rief er zähneknirschend, „ich habe es gründlich satt, sage ich dir. Aber was versteht du Maßvoller, Nüchternner von den Dämonen in meiner Brust!“

Seine Stimme verlor sich in unverständlichem Gemurmel, sein Kopf sank vornüber, er versank in Schlaf. Aus seinem schweren Atem schlug mir der Alkoholgeruch entgegen. In dumpfer ratloser Verzweiflung verließ ich ihn. Ich schritt in den klaren Wintertag hinaus, und die Sonne that meinen Augen weh. Da vergnügte sich die fröhliche junge Welt auf dem Eise. In meine trostlosen Gedanken verloren, schweifte mein Blick mechanisch über das bunte Bild. Plötzlich zuckte ich zusammen, da schwebte Leonore, seine Braut, an der Hand eines jungen Stüßers über die spiegelblanke Eisfläche, rosig, lächelnd, in elegantem Winterkostüm. Unwillkürlich ballten sich meine Hände, wie war es möglich, daß ein Mann, wie May, an solch einem Geschöpf zu Grunde ging!

An das Gerude der Welt über das aufgehobene Verlöbniß knüpften sich bald Gerüchte über die Lebensweise des gewesenen Bräutigams. Er zog sich aus allen Bekanntentreisen zurück und gab selbst den traurigsten Anlaß, daß man ihn verurteilte. Auch ich mit meiner Liebe für ihn konnte ihn nicht halten. Wie in wahnsinnigem Sturze ging es mit ihm abwärts. Auch seine Wirtin, bei der er gewohnt, seit er von der Universität zurück war, erklärte mir eines Tages, als ich wieder, wie so oft, vergebens bei ihm vorsprach, daß sie ihm die Zimmer kündigen werde. „Gott weiß es, wie ich an dem jungen Herrn gehangen, als er noch ein ordentlicher Mensch war,“ sagte sie und legte betauernd die Hand auf die Brust, „aber jetzt — er ist gar nicht mehr derselbe.“

Was sie mir dann berichtete, erfüllte mich mit Schauer und Entsetzen. Er war einem Dämon verfallen, der ihn nicht mehr losließ.

Jahre vergingen, er verwaltete noch sein Amt, man hatte dort Geduld mit ihm, weil er trotz seiner Unregelmäßigkeiten in guten Tagen noch mehr leistete, als seine Mitarbeiter, im übrigen stand er ganz allein.

Ich war längst zum ersten Oberlehrer aufgerückt und hatte ein liebes, braves Weib gefunden. An den bemerkenswerten Ereignissen in meinem Leben hatte May teil genommen, es war dann ein kurzes Aufblühen seines alten Gemüths gewesen, das mich beinahe noch trauriger



Der Feinschmecker. Gemälde von Fr. Sonderland.

Photographische Union in München.





mit einem Schlage, es will wie alles gelernt sein!) jene intellektuelle Reinheit, jenes glückliche Gefühl des leichten Schwebens über den Dingen — um das Wort des Philosophen Nietzsche zu gebrauchen: jener sichere Standpunkt „jenseits von Gut und Böse“, den alle wirklich großen Naturforscher gehabt haben, und den errungen zu haben ein direkt moralischer Fortschritt ist, der gerade dem naturwissenschaftlichen, angeblich so gefährlichen Unterricht als solcher verbannt wird. Daß man zu ihm der Frau verhilft, das ist ihre berechtigte Forderung, und in diesem Sinne erklärt sich in der That, daß die meisten Jugendbücher ihr doch nicht genügen können, wenn sie auch vor den Thatfachen der Wissenschaft noch so sehr kind ist. Sie will Bücher haben, in denen jener große, freie Geist lebt, jene heilige Offenheit, und die doch dem Anfänger verständlich sind. Ach, wenn diese Bücher nur nicht ziemlich selten und zudem noch durch so böse Goldketten angeschmiedet, so teuer wären! Machen wir uns doch daraus kein Hehl, daß die meisten Familienmütter sich bei unjener literarischen Zuständen gar keine naturwissenschaftlichen Werke anschaffen können! Auf der einen Seite herrscht wirklich die materielle Schranke: die Bücher sind teuer, und das Geld ist nicht da. Hier wäre nur zu raten durch Verbilligung der Bücher: und das geht nicht aus buchhändlerischen Gründen, deren Wert ich hier nicht moralisch zu prüfen habe, die ich aber als Thatächlichkeit anerkenne. Insbesondere selbst da, wo die Geldfrage nicht so unmittelbar in Betracht kommt, da ist leider, leider ein Berg konventionellen Vorurteils erst abzutragen, der wahrscheinlich noch lange, lange Zeit seine Schreckhörner fröhlich ins Blaue recken wird. In der schönen Litteratur hat sich in gewissem Sinne doch schon als eine Art Anständigkeitsforderung bei uns eingebürgert, daß man bestimmte klassische Werke selbst besitzen müsse; die wohlhabende Hausfrau dürfte bereits Kopfschütteln erregen, die von einer Freundin Goethes Werke entleihen wollte. Daß aber für gewisse Klassiker der Naturwissenschaft dieselbe Forderung zu sonnenklarem Recht besteht, das ist durchweg ganz unbekannt. Selbst sehr edle Frauen reden hier von Verschwendung, wenn das Gespräch darauf kommt. Und doch sind es gerade diese Bücher, für die der letzte Nothafen der bücherlosen Bildungsfreundin auf dem poetischen Gebiete — die Leihbibliothek — absolut versagt. Humboldts „Kosmos“ oder Brehms „Tierleben“ kann man nicht auf vier Wochen „leihen“ und nach dem Nachessen, wenn die Kinder zu Bette sind, durchfliegen. Solche Bücher muß man haben. Ueber Jahre weg muß man immer einmal wieder von ihnen kosten, sonst sind sie gar nicht im Geiste unser zu nennen. Und welch ein Schatz in der Familie ist doch, wenn er richtig gewürdigt wird, ein solcher Klassiker wie Brehm! Ist die Mutter heimlich geworden in solchem Buche, so werden es alle ihre Kinder. Naturfreude durchströmt mit diesen eine ganze neue Generation. Und aus der Naturfreude kommt wieder Sinn für Gesundheit, aus dem Wissen vom Tierleben erwächst die Milde gegen das Tier, aus der frühen Einsicht in den heiligen Gang des Naturgeschehens bildet sich ganz besonders stark jene fast gesetzmäßig rechtchaffene Handlungsweise heraus, die letzten Endes ja doch das Beste und das Durchschlagende im Menschen ist.

Wohl ist die Zahl jener naturwissenschaftlichen Klassiker nicht überquellend groß — im Gegenteil. Aber vorhanden ist doch eine kleine, gute Reihe. Und das Beste: es wachsen gerade jetzt in steigendem Andrang immer mehr hinzu. Ein so junger und schwerer Wissenschaftszweig wie die Darwinische Entwicklungslehre hat uns doch in dem unübertrefflichen „Werden und Vergehen“ von Carné Sterne bereits ein klassisches Buch geliefert. Täglich eröffnen sich Gebiete, die gerade Hausbücher im eigentümlichen Sinne fast notwendig hervorbringen müssen. Ich erinnere bloß an die neueren Forschungen über die ersten Lebensjahre des Kindes, die Entstehung der Sprache im Kinde, die ersten Sinnesregungen des Kindes. Gibt es ein inniger beteiligtes Publikum für diese Dinge (Breyer hat schon ein lesbares Buch darüber geliefert) als die Mutter? Gerade wir Deutschen dürfen verhältnismäßig noch am wenigsten über Mangel klagen. Wir haben Eigenes, das kein Volk sonst erreicht hat, und das Beste des Auslandes kommt uns in guten Uebersetzungen zu. Natürlich darf man — es geschieht leider nur zu oft — sich nicht göttlich täuschen lassen durch findige Buchhändlerpekulationen, die gar manches recht miserabel, ganz unwissenschaftliche Nachwert gleich schon als „klassisch“ uns anpreisen möchten. Gut gemeinte, aber recht oberflächliche Bücher — ich muß hier sogar einen Namen wie Mantegazza einschließen — machen unverhältnismäßig mehr Reklame für sich, als sie verdienen. Und es muß auch entschieden dagegen protestiert werden, wenn man uns vorreden will, die kühnen Scherze eines eminenten Künstlers wie Jules Verne repräsentierten klassische Werke populärer Naturwissenschaft; diese Bücher speziell sind sehr anregend, aber gerade in ihren guten Wägen, ihren glücklichen Einfällen nur für den Fachmann belehrend; der lehrlaste Teil darin ist dagegen mit einer so bodenlosen Leichtfertigkeit zusammengeplündert, daß man um keinen Preis das Champagnergepöbel und den künstlerisch ganz zweifellos hohen Formenwert mit echtem klassischem Wissenstrank verwechseln darf.

Soll ich der Frau, da wir gerade bei diesem Punkte stehen, einen Rat geben, der aus innerster Seele quillt, so ist es der: sie lasse sich, wenn sie mit einem naturwissenschaftlichen Bildungsbedürfnis in einen Laden geht, um zu kaufen, nie, aber auch nur niemals, von dem betreffenden Sortimentbuchhändler einen Rat erteilen. Er wird ihr immer die Modebücher zustellen. Nun sind bisweilen auch die besten Bücher Mode. Aber für die Regel besteht keine Garantie — oft geradezu das Gegenteil. Unser buchhändlerischer Geschäftsbetrieb, dessen Institution ich als solche hier, wie gesagt, nicht kritisiere, geht nicht von dem obersten Gedanken einer Bildung des Publikums, sondern von dem einer größtmöglichen Anpassung an das Publikum aus. Er paßt sich den schlechten, verwerflichen Wünschen genau so an, wie den edeln Regungen. Und wenn, wie es vielfach leider in der „menschlichen Komödie“ geschieht, die schlechten Regungen ziffermäßig triumphieren, so besteht für die gute Absicht der Käuferin stets die Gefahr, daß sie — selbst schuldlos — in den Dienst der schlechten tritt, indem sie sich der Mode unterwirft und ein Buch kauft, das ihr der Sortimentbuchhändler in „zwölfter Auflage“ vorlegt. Dem Bücherkundigen graust, wenn er sich vergegenwärtigt, was für

Machwerke beispielsweise der unbeschreiblichsten medizinischen Ignoranz und Charlatanerie die zwölfte Auflage erlebt haben!

Man hat die Thatfache, daß wir im Zeitalter der Naturwissenschaft stehen, auch wohl so wenden wollen: wir ständen in einer Zeit seelischer Verrohung. Und es ist auch das darauf zurückgeführt worden, daß die Frau keinen inneren Anteil habe weder an dem Werden, noch an dem Sein dieses Zeitalters der Naturforschung. Es ist glücklicherweise nicht so. Und wenn Schwierigkeiten von mancherlei Art bisweilen die verbindende Strafe sperren — uns bleibt der starke Trost trogalleben: keine tüchtige Zeit ohne Frau — keine tüchtige Frau ohne Beziehung zum Wesen ihrer Zeit! Und wo die Brücke zerstört ist, da müssen wir sie eben wieder bauen!

## Ein Dichter-Jubiläum.

Nachdruck verboten.

Der Lebens- und Entwicklungsgang eines Dichters und Schriftstellers, der seit vier Jahrzehnten auf fast allen Gebieten der Poesie mit entschiedenem Erfolge thätig gewesen, dem deutschen Publikum zahlreiche Werke von bleibendem Werte geschenkt und seit langen Jahren durch die Leitung der vornehmsten Revue innerhalb deutscher Lande einen bedeutenden Einfluß auf das geistige Leben unserer Zeit aus-



Julius Rodenberg.

geübt hat — der Entwicklungsgang eines solchen Mannes, beleuchtet von einem denkwürdigen Punkte aus, darf auf allgemeines Interesse beim lesenden Publikum, auf ein besonderes überdies bei den Leserinnen und Lesern des „Bazar“ rechnen!

Julius Rodenberg, auf den wir mit diesen Andeutungen zielen, gab den in ihm lebenden und wirkenden Anlagen zu dichterischer Gestaltung schon in früher Jugend bemerkenswerten Ausdruck. Als blutjunger Student trat er, erfüllt von jener echt deutschen Gesinnung, in der er sich sein Leben lang bewährt hat, für die von Dänemark hart bedrängten, von Deutschland schmachvoll verlassenen Schleswig-Holsteiner in Sonetten voll zorniger Glut und patriotischem Pathos ein; schrieb fast gleichzeitig ein reizvolles, von dem ganzen Zauber jugendlicher Lebenslust durchhautes Epos „Dornröschen“ und fastete die Anregungen und Eindrücke, die er auf unermüdbaren Ferienwanderungen in seinem schönen heiligen Heimatlande erfuhr, in Skizzen und Bildern voll heiterer Anmut und glücklichen Humors zusammen. Ungeachtet strömten ihm immer neue Motive und Stoffe zu, immer reicher wurde seine Produktion, und während er einerseits sein juristisches Studium mit der liebevollen Pflichttreue, die sein Wesen überhaupt auszeichnet, verfolgte, füllte er andererseits seine schönheitsdürstige Seele, wo immer es geschehen konnte, an den großen Gebilden der Natur, und jedes innere wie äußere Erlebnis setzte sich ihm in Sang und Klang um.

So entstand eine Fülle von lyrischen Dichtungen, gefühlsinnig und melodienreich; so ferner leichte epische Dichtungen, zum Teil voll übermütigen Jugendhumors, wie „Der Majestäten Felsenbräutchen und Rheinwein lustige Kriegshistorie“; weiterhin „Musikalische Sonette“ in graziöser Formbeherrschung; „Dramatische Fabeln“, lebenswüthig nach Vorwurf und Durchführung; nicht zu vergessen ein Melodram: „Waldbühnen Margarete“, in welchem ein wenig bedeutender Stoff durch Lieder von schönem musikalischen Fluß und einen an Goethe erinnernden edlen Dialog verklärt wird. Zwischen alle diese poetischen Schöpfungen hinein schob sich als Niederschlag einer wohl vorbereiteten Pariser Studienfahrt das interessante und kulturhistorisch nicht unwichtige „Pariser Bilderbuch“.

Mit dem Jahre 1856 schloß Rodenberg sein Rechtsstudium gewissenhaft mit der Erwerbung des juristischen Doktorgrades ab und widmete fortan seine gesammelte Kraft dem schriftstellerischen Berufe. Sein Name hatte bereits einen guten Klang im deutschen Publikum; ihm selbst aber genigte das Erreichte nicht. Sein fortstrebender Geist verlangte nach weiterem Schauplatz, nach größeren Arbeitsfeldern; er sehnte sich nach Ländern und Städten voll mächtiger historischer Reminiszenzen, vor allem nach enger Berührung mit jenem Volke, das in Lebens- und Sinnesweise für deutsche kräftige Naturen

von jeher große Anziehungskraft gehabt hat, dem englischen. Diese Sehnsucht hatte zu mitwirkendem Grunde die damaligen trübseligen öffentlichen Zustände in der Heimat: es sah unerfreulich genug dazumal in Deutschland aus, und der Dichter gewann, wenn er um sich schaute, wenig guten Mut. — So siedelte denn Rodenberg im Jahre 1857 nach England über, und von da an datiert sich in seinem Schaffen eine aus dem Leben wie aus der Vergangenheit der britischen Nation tief aufgeschöpfte Liebe für Land und Leute innerhalb der drei Meere. Mit unermüdbarem Eifer erforste er deren Sprache bis in die letzten Ueberbleibsel ältester Mundarten, sammelte und sichtet mit tief eindringendem Studium Sagen und Märchen welfremder Bevölkerungen in Wales und Irland, und durchwanderte rastlos Englands historische Stätten, ihre vom Glanz der Tradition verklärten Verkläglichkeiten gleichzeitig mit dem Auge des Kulturhistorikers wie mit dem liebenden Blick des Dichters prüfend.

Einen ganzen Herbst hindurch vergrub er sich in eine schlichte walisische Bauernfarm, die verborgensten Tiefen der Volksseele zu ergründen; einen ganzen Sommer lang durchpilgerte er „die Insel der Heiligen“, in gleichem liebevoll hingebenden Bemühen; wieder und wieder versenkte er sich in die dämonisch-anziehende Großartigkeit des Lebens der Weltstadt an der Themse, mit dem barmherzigen Auge des Menschenfreundes vornehmlich das Schicksal der Armen und Unglücklichen erfassend, und wenn er dann größere Rast, hier oder dort, machte, verarbeitete er die Ergebnisse seiner redlichen Mühen zu tüchtigen und wertvollen Werken, an denen jeder Deutsche seine Freude haben muß. So entstanden die schönen, stimmungsvollen Bücher „Ein Herbst in Wales“, „Die Insel der Heiligen“, so die höchst interessante Sammlung „Die Harfe von Erin“, mit wertvollen Exkursen über Volksdichtung, und die reizvolle Dichtung „Die Mythe von Kilarney“, so das kulturhistorisch wichtige und sehr lesenswerte Buch: „Alltagsleben in London“ und die bekannten großen Romane „Die Straßenjägerin von London“, „Die neue Sintflut“ und „Von Gottes Gnaden“, alle getragen von vollkommener Beherrschung der kulturhistorischen Realien und durchwärmt von der innigen Liebe des Verfassers für den Boden, auf dem seine bedeutende Dichtung sich bewegt.

Für die Bühne schrieb er das Textbuch „Das Mädchen von Korinth“, eines der schönsten, handlungsreichsten und poesievollsten Libretti, die je einem Komponisten geboten worden, in Musik gesetzt von Jean Bott — doch auch ohne die Beigabe ein selbständiges dichterisches Werk. — Für Rubinstein verfaßte er den großartigen Text „Sulamith“; ein Auftrag Meyerbeers wurde durch den Tod des berühmten Meisters aufgehoben.

In den festsigigen Jahren kehrte Rodenberg für die Dauer in die deutsche Heimat zurück, wo inzwischen das öffentliche Leben erhöhten Schwung erhalten hatte und sich bereits die neue Aera einer nationalen Bewegung, die in drei großen Siegesjahren und der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches ihren Höhepunkt erreichen sollte, zu eröffnen begann. Hier übernahm er, als gefeierte literarische Kraft, die Leitung der Monatschrift „Deutsches Magazin“, trat nach einigen Jahren in die Redaktion des „Bazar“ über, wo alsbald seine geistvolle Initiative sich in hohem Grade wirksam erwies; begründete dann, gelockt von dem Gedanken, einen literarischen Mittelpunkt „für Litteratur, Kunst und Gesellschaft“ zu schaffen, den „Salon“ und verwickelte endlich im Jahre 1875 sein Ideal einer großen Revue nach dem Vorgang Englands und Frankreichs in der von den ebenso kühnen wie einsichtigen Verlegern, Gebrüder Paetel in Berlin, mit hoher Liberalität ausgestatteten Monatschrift „Deutsche Rundschau“.

Zumitthen der rastlosen Arbeit an diesen wechselnden Unternehmungen erfrischte und stärkte er seine Seele an unermüdblichen Wanderungen durch fast alle Länder unseres Kontinents, als deren Früchte er dem deutschen Publikum eine Fülle anziehender und gut geschriebener Bücher bieten konnte. Ich nenne als solche: „Diesseits und jenseits der Alpen“, „Aus aller Herren Ländern“, „In deutschen Landen“, „Ein dänisches Seebad“, ohne damit ihre volle Zahl zu erschöpfen. Selbstverständlich begleitete seine deutsch-patriotische Gesinnung die großen Momente auf dem Entwicklungsgänge unserer Nation zum hohen Ziel mit machtvoll-sympathischen Klängen seiner Leyer: dem zum Zeugnis soll der schönen Festspiele „Zur Heimkehr“, „Vom Rhein zur Elbe“ und der schwungvollen, tiefempfundenen „Kriegs- und Friedenslieder“ hier dankbar gedacht werden.

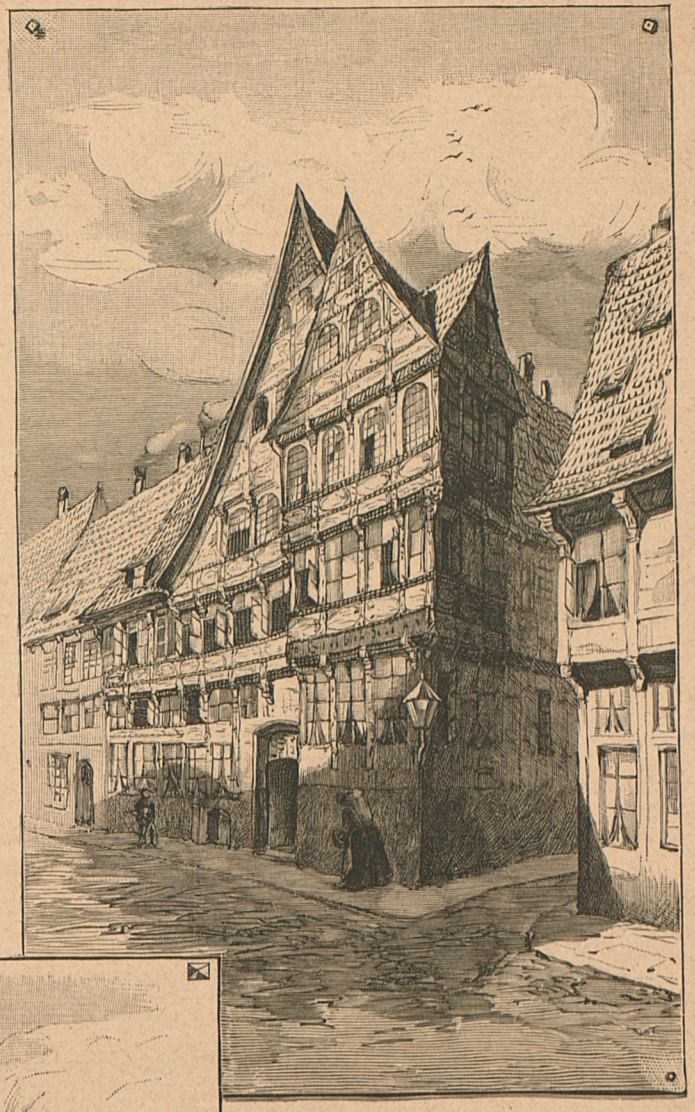
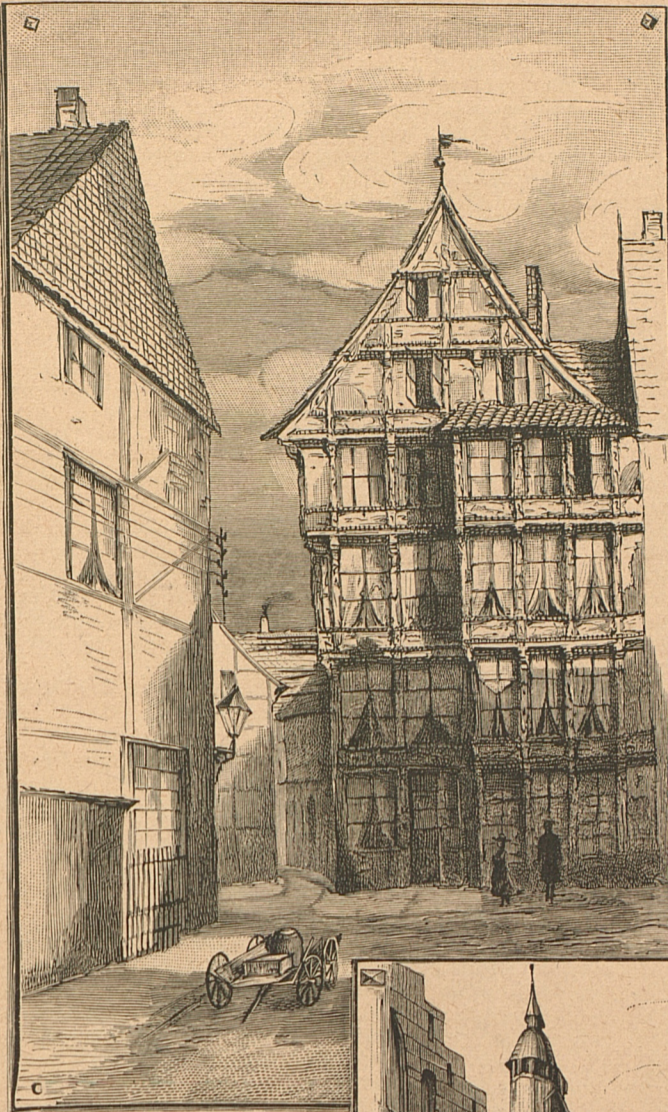
In Berlin seit 1865 heimisch geworden, wandte er der aufblühenden und mehr und mehr zur Centrale deutschen Lebens sich entwickelnden Stadt seine Aufmerksamkeit und seine Liebe zu und bethätigte dieselbe mit einer so edlen Pietät, wie schöner kaum je ein Sohn seiner Vaterstadt erwiesen hat. Ich denke hierbei nicht nur an den im alten Berlin spielenden großen Roman „Die Granddiers“, sondern vor allem an das unvergleichliche Werk „Berliner Bilder“ mit seiner wahrhaft historischen Fortsetzung „Unter den Linden“ und dem humoristischen Corollarium „Herrn Schellbogens Abenteuer“ (sämtlich im Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin) — Bücher, die in jedem tüchtigen Berliner Hause einen Ehrenplatz einnehmen müssen, wenn wir Modernen noch ebenjoviel Sinn für die historische Existenz unserer Heimat hätten, wie unsere Väter, die ihre Städtechronik, so ein unbeholfenes, trockenes Ding dieselbe auch war, unmittelbar neben der Bibel und Luthers Schriften aufstellten! — Wie fein und tief eindringend Rodenbergs Erkenntnis vom Wesen Berlins und seiner Bewohner ist, hatte er übrigens schon in einer geistvollen Parallele „Wien und Berlin“ dargestellt, ehe er seine „Berliner Bilder“ im einzelnen zu zeichnen begann.

Von jeher ist im Reiche des Geistes, nach einem thätigen, schöpferischen Leben in voller Kraft, als köstlichste Gabe der Gottheit ein frischer, arbeitssamer, von goldener Herbstsonne verklärter Lebensabend geschätzt und gepriesen worden. Möge ein solcher dem wackeren Dichter, der jetzt (am 26. Juni) sein sechzigstes Lebensjahr abschließt, von jenem gültigen Geschick, das bisher über seinem Leben gewaltet, beschieden sein!

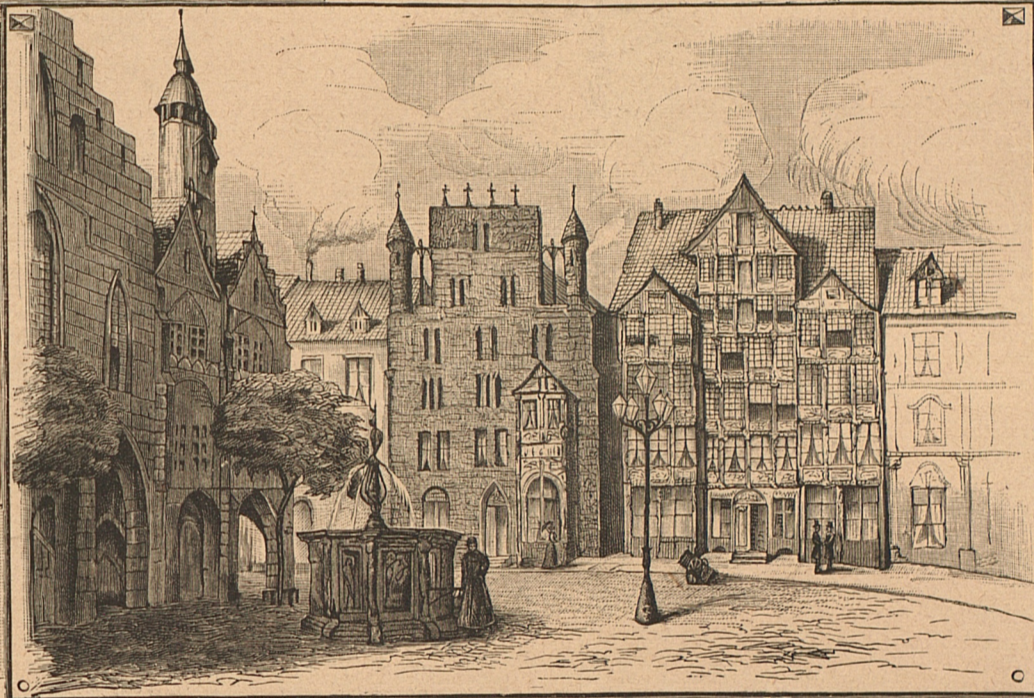
### Hildesheim.

Es ist eine alte, winkelige Stadt mit engen, unebenen Gassen, in denen man sich nicht ganz leicht zurechtfindet, Hildesheim im fruchtbaren Thal des Klüfchens Innerste, das prächtige Wiesen einfaßt. Aber eine der anziehendsten unserer norddeutschen Städte ist es, anziehend besonders durch die große Zahl merkwürdiger alter Bauten. Die ältesten davon reichen bis in das elfte Jahrhundert zurück, als Bischof Bernward, der später heilig gesprochen, der selbst ausübender Künstler gewesen sein soll, um die Ausschmückung der Stadt sich hochverdient machte. Aus dieser Zeit und dem folgenden Jahrhundert stammen die in romanischem Baustil aufgeführten prächtigen Kirchen Hildesheims, der Dom, die Michaelis- und die Godehardi-Kirche. Die Profanbauten der Stadt dagegen gehören zum Teil der spätgotischen Zeit an, hauptsächlich aber sind es Holzbauten im Stil der deutschen Renaissance. Diese Häuser mit den vorspringenden Stockwerken und hohen Giebeln, mit den Schnitzereien und sinnigen Sprüchen, welche die Balken zieren, geben der Stadt ihren Charakter, wie er sich erhalten hat aus alter Zeit bis auf unsere Tage. Hildesheim hat auch sein modernes Viertel, wo die Häuser aussehen, wie überall sonst in neuen Stadtteilen; abgesehen davon hat es sein Gesicht unverändert bewahrt, wie kaum eine andere deutsche Stadt.

Unser Mittelbild zeigt den altstädtischen Markt, auf diesem links das Rathaus, das mit „Lauben“ versehen ist, wie wir sie aus vielen anderen unserer alten Städte kennen. Vor dem Rathause befindet sich ein Brunnen mit einem Rolandsbilde, dem Zeichen eigener Gerichtsbarkeit. Uns gegenüber auf dem Bilde sehen



wir zunächst dem Rathause das eigenartig mit einem Erker und runden Türmchen gezierte sogenannte „Templerhaus“. Weiter rechts steht auf dem Markt, auf unserem Bilde nicht zu sehen, eines der merkwürdigsten Gebäude der alten Stadt, das vor kurzem renovierte „Knochenhaueramthaus“, ausgezeichnet durch einen kolossalen Giebel, der kunstreich mit Schnitzerei und



bildet vielleicht seine größte Merkwürdigkeit nicht ein Gebäude, sondern ein Baum oder vielmehr Strauch. Es ist das der „tausendjährige“ Rosenstock, der die Außenseite der Krypta des Doms mit blühenden Zweigen überrankt. Unter dem Hauptaltar soll er seine Wurzel haben. Ist er nicht ganz so alt vielleicht, wie die Sage ihn macht, so sieht er doch auf eine Reihe von Jahrhunderten zurück. Als ich vor einigen Jahren ihn zuletzt sah, hatte er eben wieder einen Wurzelschoß von gewaltiger Stärke getrieben und prangte mit zahllosen Blumen. J. Trojan.



Malerei geschmückt ist. Es sei bemerkt dazu, daß Knochenhauer dieselben Herren genannt werden, die anderwärts Metzger oder Fleischer heißen. Das Haus zur linken Hand über dem Mittelbilde ist das alte „Männerhospital“. Die anderen vier Bilder stellen Privathäuser in verschiedenen Teilen der Stadt dar, welche den Holzbaustil des 16. und 17. Jahrhunderts in besonders hervorragender Weise zur Anschauung bringen.

Einen eigentümlichen Eindruck machen diese alten Fachwerkbauten. Da ein Stockwerk über das andere vorspringt, rücken die oberen Stockwerke in den engen Straßen einander manchmal so nahe, daß man auf einem von Fenster zu Fenster gelegten kurzen Brett leicht von einem Hause in das andere hinüber treten könnte. Die Häuser neigen ihre Gesichter einander zu. Dtmals haben die Balken nach einer Seite zu sich gesenkt und die Häuser stehen schief. Aber fest stehen sie doch und fallen nicht um. Nur das Feuer, für das sie eine „angreifliche Ware“ sind, ist in hohem Grade gefährlich für sie und hat leider in den letzten Jahrzehnten ihrer eine nicht geringe Zahl weggerafft.

Hildesheim war einst reich und blühend, es gehörte seiner Zeit mit zur Hanse. Neuerdings ist es wieder aufgeblüht als Mittelpunkt einer reichen Landschaft, in der Ackerbau und Gewerbesleiß wohl gedeihen. Es ist ausgezeichnet durch architektonischen Schmuck, wie wenige andere Städte unseres Vaterlandes. Dennoch

